

Anke Schiller

Arnold  
*oder*  
Die Kunst der Selbstsabotage

— Leseprobe —

© 2026 Anke Schiller  
Zirndorfer Straße 18  
90522 Oberasbach

Erste Auflage: 2025  
Zweite, überarbeitete Auflage: 2026

Herstellung und Verlag: tredition GmbH, Hamburg  
Veröffentlicht unter dem Label: Wort-Fee. Punktgenau.  
Website: [www.wort-fee.de](http://www.wort-fee.de)

ISBN: 978-3-384-81176-9  
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: [info@wort-fee.de](mailto:info@wort-fee.de)

Nur die Gedanken am Anfang der Kapitel sind frei  
erfunden.

Der Rest auch.

Aber das ist eine andere Geschichte.

## Beipackzettel

Ich habe lange überlegt, ob ich ein Vorwort schreiben soll.  
Was sollte ich vorwegnehmen, das beim Lesen selbst geschehen soll?

Und mal ganz ehrlich und unter uns: Wer liest schon ein Vorwort? Wahrscheinlich genauso viele Menschen, wie die, die AGB lesen, bevor sie eine Online-Bestellung abschicken. Ein paar mehr, so vermute ich, lesen immerhin den Beipackzettel eines Medikaments ...

Dieses Buch will nicht gefallen. Es will gelesen werden.

Es folgt keinen Regeln, es gibt keinen Helden, dem man folgen kann. Stattdessen: Menschen mit ihren Problemen und ihren ganz eigenen Strategien, ihre Welt in Ordnung zu halten.

Es ist eine Geschichte vieler großer Lieben. Ein jede zu ihrer Zeit. Und zu ihren Bedingungen.  
Und über Lebenslügen. In all ihren Facetten und wunderbaren Verstrickungen.

Eine alltägliche Geschichte also.  
Wohltuend für alle, die bereit sind, auszuhalten, dass etwas wirkt, bevor man es begreift.

Mögliche Nebenwirkungen: Verstörung, Langeweile, Nachdenklichkeit, inneres Nicken, vielleicht ein Lächeln.

Ich habe dieses Buch nicht für ein großes Publikum geschrieben.

Sondern für einen Menschen, der es vielleicht irgendwann einmal liest.

Vielleicht sind Sie dieser Mensch.

Vielleicht auch nicht.

Ich wollte es trotzdem schreiben.

# Null

*P*<sup>sst...</sup>  
*Ja, ich meine Sie! Genau Sie!*

*Der Sie gerade das Buch in den Händen halten und im Begriff sind, über die ersten Seiten zu fliegen, um vielleicht noch ein- oder zweimal vor und hinter der Mitte, aber weit vor Endes Buches, die ein oder andere Leseprobe zu nehmen, um danach fundiert zu entscheiden, ob Sie dieser Geschichte Ihre wertvolle Zeit schenken möchten.*

*Oder auch nicht.*

*Vielleicht fällt Ihre Wahl doch lieber auf ein bekanntes Werk, vielleicht auf eines aus den Bestsellerlisten?*

*Vielleicht möchten Sie lieber auf „Nummer Sicher“ gehen, bevor Sie sich in unbekanntes und unsicheres Terrain vorwagen?*

*Vielleicht wäre es hilfreich, wenn Sie sich doch noch einmal in diesem Buchladen oder auf dieser Website genauer umsehen, denn vielleicht wartet ja noch das ein oder andere Schnäppchen auf Sie?*

*Je mehr Optionen, desto schwerer die Entscheidung.*

*Wie glücklich sind die Menschen, die von sich sagen können: „Gesehen und gekauft, ohne Wenn und Aber.“*

*Die, die so gar keinen Zweifel an ihrem Tun und Lassen haben. Erst recht nicht an sich selbst.*

*Kommt Ihnen diese Spezies Mensch bekannt vor, oder gehören Sie gar zu dieser?*

*Wie dem auch sei.*

*Sie halten dieses Buch in Ihren Händen, Sie haben sich entschlossen, die Bestseller-Skyline Ihres Buchhändlers unberührt zu lassen, um sich auf ein Abenteuer einzulassen.*

*Herzlich willkommen.*

*Meine Rolle ist es, Sie durch diese Erzählung zu begleiten. Mit Kommentaren, Ergänzungen und Erklärungen.*

*Unter der Vorgabe, nach Möglichkeit auf Bewertungen zu verzichten. So schwer es manchmal auch fällt.*

*Genug der Vorrede. Ich freue mich, Sie auf dieser Reise begleiten zu dürfen.*

*Falls Sie Fragen haben sollten, so können Sie diese gerne jederzeit und mit Antwort-Garantie an „[info@wort-fee.de](mailto:info@wort-fee.de)“ adressieren.*

*Lassen Sie uns beginnen!*

*Es ist kein Tiefpunkt. Es ist sein Zustand.*

## Eins

**W**ir starten im „Postillion“, der nicht nur einfach eine Kneipe ist, sondern sich im Laufe der Zeit zu einer Institution hinter dem Güterbahnhof entwickelte.

*Zugegeben: Von außen betrachtet hat sich seit der Eröffnung im August 1952 wenig verändert. Die Hauswand ist immer noch vom schwarz-grauen Ruß der Dampflokomotiven gezeichnet.*

*Nach Abschaffung der Dampflok wurde die Hauswand zwar einmal gereinigt, aber es blieb bei einem halbherzigen Versuch, denn es stellte sich schnell heraus, dass der Dreck der Geschichte, auch wenn ein unbegrenztes Budget zur Verfügung gestanden hätte, nicht so einfach abzuwaschen ist.*

*Auch die härtesten Immobilienspekulanten bissen sich regelmäßig in jeder Dekade an diesem Objekt ihre Zähne aus, weil die Lage zwar zentral, aber nicht sexy genug ist. Weil Lärmschutz und sonstige Maßnahmen das inzwischen denkmalgeschützte Ensemble für attraktive Wohnungen – auch für die wohlhabenden Gastarbeiter der wenigen Großkonzerne in dieser Stadt – nahezu unbezahlbar gemacht hätten. Und so blieb es, wie alles einmal anfang.*

*Die drei Butzenfenster, die zur Straße schauen, sind gelb. Unklar, ob damals farblich so gewünscht, oder vom Dauerqualm der Zigaretten und Zigarren so eingefärbt.*

*Der farblich zu den Butzenfenstern passende Schreibschrift-Schriftzug über der Eingangstür weckt flackernd nostalgische Gefühle.*



*So, und jetzt sind Sie an der Reihe.*

*Los! Trauen Sie sich und stoßen doch endlich diese in die Jahre gekommene Holztür auf, damit wir das Innenleben des „Postillion“ kennenlernen können.*

*Und bitte: Nicht vergessen, die Tür wieder hinter sich zu schließen! Es ist kalt und windig draußen.*

*Da sind wir nun, mittendrin im Geschehen.*

*Und?*

*Was ist ihr Eindruck?*

*Ja, ich stimme Ihnen zu, die Lichtverhältnisse sind nicht optimal. Die flackernde Neonröhre über der Theke entfaltet maximal die Strahlkraft einer 30-Watt-Birne und die Lampen, die über den fünf Tischen im Eingangsbereich hängen, liefern auch nicht mehr Leistung.*

*Das Rauchverbot ist in dieser Kneipe auch noch nicht angekommen, denn es existiert zu dieser Zeit noch gar nicht.*

Die Luft ist stickig und die Atmosphäre nebulös. Ein Cocktail aus kaltem und warmem Qualm, verrührt mit verschüttetem Bier und Schnaps aus all den Jahren, eingesogen und immer wieder ausgeatmet aus den dunklen Holzbohlen des Bodens und der Tische, abgerundet mit einer Prise Verzweiflung und Ausweglosigkeit all derer, die hier saßen und sich gegenseitig ihr Leid klagten und all derer, die hier immer noch sitzen.

Kurz zur Erinnerung: Es ist ein früher Mittwoch-Nachmittag und alle Tische sind bereits besetzt. Mit Menschen, die sich mal lauter, mal leiser unterhalten und alle eine Gemeinsamkeit haben: Vor jedem von ihnen steht mindestens ein alkoholisches Getränk. Für die einen ist es das wohlverdiente Feierabendbier nach Schichtende auf dem nahegelegenen Großmarkt oder des Krankenhauses oder der Post. Für andere ist es zur einzigen Möglichkeit geworden, den Tag und den Abend in Gesellschaft zu verbringen und ihr Freud und Leid mit irgendjemanden, der gerade zufällig mit am Tisch sitzt, zu teilen.

Nur an der Theke sind noch einige Plätze unbesetzt. Ist wohl für all diejenigen gedacht, die hier nicht zu Hause sind und noch Kontakt suchen.

*Lassen Sie uns auf einem dieser Barhocker Platz nehmen, um auf unseren Hauptdarsteller der Geschichte zu warten.*

*Ich lade Sie ein, Sie sind mein Gast, suchen Sie sich bitte etwas aus. Alles, außer einem kleinen, stillen Wasser. Von den Fischbrötchen würde ich auch eher abraten. Wie wäre es mit einem frisch gezapften Bier? Das vermutlich einzige Produkt, wenn wir die hochprozentigen Spirituosen einmal ausschließen, das wirklich dem Begriff „frisch“ in dieser Kneipe gerecht wird. Keine Widerrede, vertrauen Sie mir einfach!*

*Ach, da sitzt er ja bereits, unser Hauptdarsteller. Ich muss ihn übersehen haben.*

*Darf ich vorstellen:*

*Der junge Mann, der am anderen Ende der Theke sitzt und seine Halbe Bier herunterkippt, als hänge sein Lebend davon ab, ist Arnold Baum.*

*Sie sollten wissen, dass die Nennung seines Nachnamens hier in der Gegend wie ein Schlüssel ist, der Ihnen Türen öffnet, von denen Sie in Ihren wildesten Träumen noch niemals geträumt haben. Eine Card Blanche sozusagen: „Sag mir, was du dir wünschst und bevor du es überhaupt ausgesprochen hast, ist es bereits Realität“.*

*Dieser Mythos ist auf seinen Vater zurückzuführen, Friedrich Baum. Er war es, der nach dem Krieg eines der führenden Unternehmen aufbaute, praktisch aus dem Nichts erschuf, und im Alter von 35 Jahren in die USA expandierte. Seine Konkurrenten in Deutschland empfanden ihn als definitiv zu jung, um einen solchen Schritt zu gehen. Sie werteten Friedrichs Pläne als eine Spinnerei, ja geradezu*

*als Hybris. Friedrich war es egal, der Erfolg gab ihm recht, aber seine Konkurrenten brachte das nicht immer zum Schweigen. Inzwischen führt sein Unternehmen regelmäßig das Ranking der beliebtesten Arbeitgeber in Deutschland an.*

*Oh, Entschuldigung, ich schweife ab. Es geht in unserer Geschichte doch nicht um Friedrich, sondern um seinen Sohn Arnold. Aber ich kann Sie beruhigen: Wir werden bei Gelegenheit immer wieder auf Friedrich Baum treffen.*

*Also, weiter im Kontext.*

*Können Sie sich vorstellen, was Arnold, der mit einem goldenen Löffel im Mund geboren wurde, der sein Studium erfolgreich abgeschlossen und einen Job hat, ausgerechnet ihn, der eigentlich rundherum glücklich und zufrieden sein könnte, in eine dieser Kneipen treibt, die rund um die Uhr geöffnet haben?*

*Was um Himmelswillen hat Arnold hier zu suchen und warum hat er an diesem frühen Mittwoch-Nachmittag bereits dem Alkohol in einer äußerst bedenklichen Menge zugesprochen?*

*Keine Sorge, Arnold wird noch nicht vom Hocker fallen, er ist gut im Training und erfreut sich einer robusten Gesundheit.*

*Dennoch: Etwas nagt an ihm, nagt ganz tief. Jeden Tag. Jeden einzelnen Tag. Und bis heute sind schon viele Tage vergangen und sein dunkles Loch im Inneren wird immer größer, tiefer und dunkler. Tag für Tag, Stunde für Stunde.*

*Er kann mit niemanden über seine inneren Qualen sprechen, er will es auch gar nicht, er macht solche unangenehmen Dinge lieber mit sich selbst aus.*

*Da! Haben Sie gesehen, wie entschlossen Arnold sein halbvolles Glas Bier in einem Zug ausgetrunken und mit welcher Wucht er es auf die Theke zurückgestellt hat? Diese Entschlossenheit hätte man diesem Häuflein Elend dort drüben gar nicht zugetraut, oder?*

*Ich verrate Ihnen etwas: Diese vermeintlich unerwartete und heftige Reaktion rührt daher, dass Arnold gerade eine Entscheidung getroffen hat. Ganz allein für sich im Stillen.*

*Sie müssen wissen, dass Arnold es liebt, in sein Gedankenkarussell einzusteigen. Da kann er sich stundenlang und immer und immer wieder um sich selbst und sein verletztes Ego drehen.*

*So wie heute. Aber er scheint gerade seine Fahrt unterbrochen zu haben, denn er ist zu einem ersten Ergebnis gekommen, das er sich jetzt in sein Notizbuch notiert, um es später noch einmal in aller Ruhe anzuschauen.*

*Arnold ist nach genauer Analyse seines Gemütszustandes zu dem Schluss gelangt, dass sich der Beginn seines Leidensweges auf den Zeitpunkt seines bestandenen zweiten Staatsexamens datieren lässt. Das ist inzwischen schon gut zwei Jahre her und das Wort „bestanden“ versetzt ihm immer noch einen tiefen Schmerz in seiner Brust.*

*So, wie ihn das Wort „bestanden“ schmerzt, so hört er noch immer die Worte seines Vaters, als würde er neben ihm stehen: „Es wäre durchaus angebracht, du würdest dich für ein Studium der Betriebswirtschaftslehre entscheiden. Hier vor Ort. Dann kannst du neben deinem Studium bei mir in der Firma arbeiten, lernst alles von der Pike auf und stehst am Ende deines Studiums nicht als Fachidiot vor der Belegschaft. Warum so ein verkopftes und weltfremdes Studium wie Jura? Die Reputation der Universität sei mal dahingestellt... Ich merke allerdings, dass dir viel daran liegt...Also gut, sei es drum. Aber nur, wenn du nicht rumtrödelst und mit einem Prädikats-Examen wieder hier bei uns auftauchst. Falls nicht, dann werde ich persönlich dafür sorgen, dass es nur für einen Hilfs-Job in der Kanzlei von Rudibert Hackmann reichen wird, wo du bis an dein Lebensende die Akten der Verkehrssünder sortieren wirst. Haben wir uns verstanden?“*

*Arnold nickte zustimmend und dachte: „Alles ist besser, als hier zu bleiben. Nichts wie weg!“*

*Ja, ja, ich weiß, Friedrichs Worte und Ansichten sind ein wenig aus der Zeit gefallen, aber sie verfehlten ihre Wirkung nicht.*

*Arnold genoss seine Studienzeit, weit weg von zu Hause und weit weg von der Fuchtel seiner Eltern. Er nahm jede Party mit, die sich ihm bot, knüpfte viele und lose Freundschaften, freute sich seines Lebens und hielt sich mit eiserner Disziplin an seine eigene Auflage, regelmäßig vor den Prüfungen zu lernen.*

*Oder anders: mit minimalem Aufwand das Maximum an Ergebnis herauszuholen. Das gelang ihm, er bestand beide Staatsexamina und am Ende seiner universitären Laufbahn dokumentierte ein schnörkelloses „bestanden“ sein akademisches Engagement.*

*Zunächst überkam Arnold ein bislang unbekanntes Gefühl der Erleichterung – fast so, als würde eine Leichtigkeit in ihm aufsteigen, endlich einen weiteren Lebensabschnitt hinter sich gelassen zu haben.*

*Doch kaum waren ein paar Tage vergangen, wich dieses Hochgefühl einer umso tieferen Unzufriedenheit, die ihn unvermittelt überrollte, mit der er vollkommen überfordert war und nicht wusste, was er ihr entgegensetzen konnte.*

*Die gerade noch gefühlte Leichtigkeit schien ihm nun wie ein Trugbild, das nur dazu da war, ihn nach seinem Höhenflug umso tiefer und schmerzhafter fallen zu lassen.*

*Den angestauten und unverstandenen Ärger ließ Arnold an seiner unmittelbaren Umgebung aus. Erst neulich bekam eine Kassiererin im Discounter seinen Unmut so heftig zu spüren, dass Arnold immer noch errötet und sich sogar ein wenig vor sich selbst schämt, wenn er an diese Szene zurückdenkt.*

*Diese Entgleisung gebär jedoch den Entschluss, dass er etwas ändern wollte. Etwas ändern musste. Wie und was er ändern wollte, war ihm noch nicht klar.*

*Es sollte etwas sein, dass diese erbarmungslose Feststellung des „bestanden“ eliminierte, denn es war keine Benotung in Arnolds Wahrnehmung, es war vielmehr eine Verurteilung, die ihn zwang, in den Niederungen der Kanzlei von Rudibert Hackmann zu vergammeln.*

*Diese Tatsache musste aus der Welt geschafft werden.*

*Um Klarheit zu finden, was und wie dies anzustellen sei, entschloss sich Arnold, eine Art von schamanischem Ritual durchzuführen: Er suchte einen Ort auf, den er noch nie betreten hatte. In seinem Fall war es der „Postillion“, jenes legendäre und stadtbekannte Etablissement hinter dem Güterbahnhof.*

*Die Auswahl dieses Ortes folgte einer Prämisse: Arnold wollte sicher sein, dass sich niemand, den er auch nur flüchtig kannte, an den Ort seiner Selbstbesinnung verirren würde. Denn er wollte mit sich und seinen Gedanken ganz ungestört sein. Einzige Begleiter: sein Notizbuch und sein Stift, damit er alle Gedanken, seien sie auch noch so absurd, notieren kann, um sie später auszuwerten.*

*Und dies ist auch die Antwort auf die Frage, was so jemand wie Arnold an einem solchen Ort zu suchen hat.*

*Nun zur Beantwortung der Frage, welche Entscheidung Arnold gerade getroffen hat, als er sein Bierglas so energisch auf der Theke abstellte.*

*Arnold verpflichtete sich vor wenigen Minuten, keine Entschuldigungen mehr von sich selbst anzunehmen, die sein „bestanden“ in ein verhindertes Prädikats-Examen verwandeln und seine Tätigkeit bei Rudibert als erste Stufe seiner Karriereleiter definieren.*

*Endlich ehrlich zu sich selbst zu sein. Auch den unschönen Tatsachen ins Auge zu blicken, sie ganz strukturiert und leidenschaftslos zu*

*analysieren, um dann zu erkennen, wo er ansetzen muss, um eine Veränderung herbeizuführen.*

Arnold notiert geflissentlich seine Versprechungen sich selbst gegenüber in seinem Notizbuch und ist fest entschlossen, seinem Leben eine andere Richtung zu geben.

Sein Plan: Sich hier und heute an der Theke des „Postillion“ seine Eingebung herbei zu trinken.

Frei nach William Blake: „Der Weg der Exzesse führt in den Palast der Weisheit.“

Für Arnold braucht es heute noch nicht die Weisheit sein. Eine Art von Erkenntnis würde ihm schon sehr viel weiterhelfen.

Arnold starrt in sein Bierglas, als erwarte er darin Antworten auf all die Fragen, die ihn quälen.

Vielleicht auch auf die eine Frage, die ihm wie ein Kloß im Hals sitzt: Was bin ich eigentlich wert?

Notizblock und Stift liegen neben ihm auf dem Tresen und warten auf ihren Einsatz. Aber außer seinen rasch notierten Stichworten zu seinen Versprechungen, sind in der Zwischenzeit nur ein paar wahllose Striche, Kreise und ausgemalte Kästchen hinzugekommen. Arnold kann sich einfach nicht auf seine Mission einlassen, weil er sich nicht von den alten Geschichten mit seinem Vater lösen kann.

Wie eine kurze Filmsequenz in Endlosschleife läuft diese eine Szene immer und immer wieder vor seinem inneren Auge ab.

*Lassen Sie uns kurz in Arnolds Kopf schauen, damit wir wissen, womit er sich augenblicklich beschäftigt:*

*Arnold steht mit seinem Vater in der Küche. Während Arnold die Becher mit Kaffee füllt, äußert er, so beiläufig wie möglich, und zwar genau so, wie er es vor seinem Badezimmerspiegel eingeübt hatte, seine Bedenken zu seiner bevorstehenden Vereidigung. Bedenken darüber, dass er bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden schwören soll und dass er das nicht kann und auch gar nicht will.*

*Weil er es verlogen findet, weil er der Überzeugung ist, dass er keinen himmlischen Beistand benötigt, um die verfassungsmäßige Ordnung der Bundesrepublik Deutschland zu wahren. Denn das bekommt er auch noch alleine hin. Wofür sonst hat er sechs Jahre seines Lebens dem Studium genau dieser Materie gewidmet? Um dann, am Ende, als ihm von offizieller Stelle bescheinigt wird, dass er sein Fachgebiet beherrscht, um den Beistand Gottes zu bitten? „Wo bitte, findet hier die Anerkennung meiner Leistung und das Vertrauen in mich, in mich als Mensch, statt?“ Als Arnold diese Frage seinem Vater stellt, hofft er tatsächlich auf eine fundierte Antwort.*

*„Papperlapapp, Arnold, du machst dir mal wieder viel zu viele und unnötige Gedanken. Es gehört sich nun mal so und es hat bisher niemanden geschadet, um Gottes Segen zu bitten. Ende der Diskussion, du weißt, was zu tun ist.“*

*Arnold nickt schweigend, aber in seinem Inneren brodelt es umso heftiger.*

*Denn er hat tiefe Zweifel. Zweifel an Gott. Zweifel daran, dass sich Religion und Recht je wirklich vereinbaren lassen.*

*Vielmehr nähert er sich immer mehr der Überzeugung an, dass Gehorsam gegenüber Autoritäten der Beginn von Unrecht ist.*

*Aber das kann er seinem Vater nicht sagen. Friedrich Baum, CDU-Mitglied, engagierter Christ, ein Mann, der fest an Prinzipien und Traditionen glaubt, würde das nicht verstehen. Vielleicht würde er Arnold nur diesen kalten Blick zuwerfen, mit dem er jede Diskussion im Keim erstickt und der nichts weiter bedeutete als: „Du hast doch keine Ahnung, wovon du sprichst.“*

*Arnold leert sein Schnapsglas in einem Zug und nimmt einen kräftigen Schluck Bier zum Hinunterspülen.*

*Er schließt die Augen, atmet tief ein, als könne er so die Gedanken in seinem Kopf zum Schweigen bringen oder zumindest in eine andere Richtung lenken.*

*Das leise, aber durchdringende Quietschen der alten Holztür und ein merklich kalter Luftzug, der quer durch den Raum weht, reißen Arnold aus seinen Überlegungen und bringen ihn zurück an den Tresen.*



Er dreht sich unwillkürlich um, damit er den Grund für diese unerwartete Kühle verorten kann. Sie kommt natürlich aus Richtung der geöffneten Tür und Arnold murmelt mehr zu sich selbst als zum Wirt hinter der Theke: „Als ob die Leute alle Säcke vor den Türen haben, oder warum ist man als erwachsener Mensch nicht in der Lage, die Tür wieder hinter sich zu schließen?“

Der Wirt nickt beipflichtend und füllt schweigend eine Runde Schnapsgläser für die lustige Runde im Hinterzimmer und stellt Arnold ungefragt auch noch eines hin.

Der Unbekannte, der es offensichtlich nicht nötig hat, die Kneipentür eigenhändig zu schließen, bleibt in der Mitte des Raumes stehen und klopft sich die Regentropfen von seinem Ledermantel.

Seine selbstbewusste Haltung vermittelt den Eindruck, als gehöre die Welt ihm. Er blickt sich um, scheinbar beiläufig und seine Augen bleiben schließlich an Arnold hängen.

*Arnold hat noch nicht die leiseste Ahnung, was auf ihn zukommen wird, aber der Fremde weiß ganz genau, wer Arnold Baum ist. Er hat Wochen, wenn nicht sogar Monate auf diesen Moment hingearbeitet. Und jetzt ist die Zeit gekommen, seinen Plan in die Tat umzusetzen. Dabei setzt er auf das taktische Mittel der vielsagenden Andeutungen. Lassen Sie uns doch mal beobachten, wie der Unbekannte den Kontakt zu Arnold herstellt und wohin das ganze führen wird.*

Der Fremde lächelt kaum merklich, wirft seinen Ledermantel über eine Stuhllehne und setzt sich neben Arnold.

„Schwerer Tag?“ Seine Stimme ist ruhig, fast beiläufig, aber sie trägt eine Schwingung in sich, die Arnold dazu bringt, kurz aufzusehen.

„Du kannst dir nicht vorstellen, wie schwer“, grantelt Arnold und kippt mal wieder seinen Schnaps mit einen Schluck Bier runter. Er will eigentlich nicht reden.

„Vielleicht kann ich das doch“, sagt der Fremde. Seine Augen funkeln. „Lass mal hören.“

Arnold hebt den Blick, die Worte des Fremden klingen ungewohnt in seinen Ohren. Es ist lange her, dass jemand aufrichtiges Interesse an seinem seelischen Wohlbefinden bekundete.

Kritisch mustert er den Fremden: Der Mann ist groß, kräftig und hat eine Ausstrahlung, als hätte er die Kontrolle über jeden Raum, den er betritt. Seine langen, dunkelblonden Haare, ordentlich zu einem Zopf geflochten, fallen ihm über die linke Schulter. Ein freundliches Lächeln spielt um seine makellos weißen Zähne, während er einen Zigarillo aus der Jackentasche zieht.

„Hast du Feuer?“ fragt der Fremde und schiebt sich den Zigarillo lässig zwischen die Lippen.

Arnold nickt und kramt sein Feuerzeug aus der Hosentasche. Als er es dem Fremden reicht, zittert seine Hand leicht. Vielleicht dem Alkohol oder dieser Begegnung geschuldet, die ihn irgendwie aus dem Gleichgewicht bringt.

„Danke“, sagt der Fremde, zündet den Zigarillo an und nimmt einen tiefen Zug. Dann bläst er den Rauch langsam in Richtung Decke.

„Ein Mann, der hilft, wenn er gefragt wird. Gefällt mir.“

Arnold kann nicht anders, er muss einfach mal kurz auflachen. Trocken und eine Spur sarkastisch. „Das ist wohl das Einzige, worin ich gut bin.“

„Glaubst du das wirklich, was du da sagst?“ Der Fremde legt den Zigarillo in den Aschenbecher, sein Blick wird schärfer, durchdringender. „Du siehst nicht aus wie ein Mann, der sich so billig abspeisen lässt.“

Arnold blickt ihn kurz und fast ein wenig abfällig an, lässt einen kräftigen Schluck Bier durch seine Kehle rinnen und antwortet betont lässig: „Jeder sieht nur das, was er sehen will.“

Der Fremde mustert Arnold einen Moment schweigend, bevor er sich vorbeugt und mit leiser, aber bestimmter Stimme sagt: „Das mag sein. Und manchmal sieht man in anderen, was sie selbst noch nicht

erkannt haben. Vielleicht hast ja auch du mehr Potenzial, als du denkst.“

Arnold hebt eine Augenbraue. „Wer bist du? Der Kneipen-Therapeut oder der neue Pfarrer der Gemeinde?“

Ein Grinsen breitet sich auf dem Gesicht des Fremden aus. Er lehnt sich zurück, nimmt einen weiteren und sehr tiefen Zug von seinem Zigarillo und lässt die Frage unbeantwortet. Stattdessen sagt er: „Arnold, oder? Arnold Baum, richtig?“

Arnold zuckt zusammen. „Woher...?“

„Das tut nichts zur Sache. Mal abgesehen davon, dass hier doch jeder den Namen Baum kennt. Dein Vater, der große Friedrich Baum, der Mann, der sich von nichts und niemandem aufhalten lässt. Jeder kennt ihn. Vom Kleinkind bis zur alten Oma.“ Der Fremde macht eine bedeutungsvolle Pause. „Und ich nehme an, jeder hat auch eine Erwartung an dich, nicht wahr?“

Arnold schluckt. Die Worte des Fremden treffen ihn. Unerwartet und unvorbereitet und tief.

„Das kann man wohl sagen“, murmelt er.

„Und? Wie gehst du damit um?“ fragt der Fremde, als hätte er das Recht dazu, Arnold solche Fragen zu stellen.

Arnold spielt nervös mit seinem Bierdeckel. „So gut es eben geht. Was geht dich das überhaupt an?“

„Mehr, als du denkst.“ Der Fremde beugt sich wieder vor, sein Ton wird eindringlicher. „Aber ich bin nicht hier, um dir einen Vortrag zu halten. Ich bin hier, weil ich glaube, dass wir beide voneinander profitieren könnten.“

„Wie meinst du das?“ Arnold blinzelt, der Alkohol verlangsamt sein Denken, aber die Neugier in seiner Stimme ist echt.

Der Fremde lehnt sich zurück und nimmt einen weiteren Zug von seinem Zigarillo, atmet tief ein und lässt den Rauch mit einem kräftigen Ausatmen abermals an die Decke steigen.

„Lass uns einfach reden. Wer weiß, vielleicht ergibt sich etwas, das dir hilft, aus diesem... Loch herauszukommen.“

Arnold mustert ihn skeptisch, doch ein Teil von ihm klammert sich an dieses Bild und die vage Hoffnung, endlich etwas ändern zu können. War er nicht genau deswegen in diese Spelunke gekommen, um Klarheit zu finden, wie er sich aus einer beruflichen Sackgasse befreien kann? Und da er keine Ahnung hat, wie eine Eingebung abläuft, geschweige denn, wie jemand aussieht, der einem diese Eingebung überbringt, willigt er ein.

„Okay“, sagt Arnold schließlich. „Dann erzähl mal.“

Der Fremde lächelt zufrieden und nimmt einen weiteren Zug von seinem Zigarillo, bevor er ihn im Aschenbecher sorgfältig ausdrückt.

„Ich wusste, dass du ein Mann bist, der zuhören kann und versteht, was man ihm erzählt.“

„Zuhören allein bringt mich auch nicht weiter“, entgegnet Arnold und hebt sein leeres Bierglas. „Und ehrlich gesagt, ich habe genug davon, mir anzuhören, was andere von mir erwarten.“

„Gut so.“ Gregory hebt eine Hand, um den Wirt heranzuwinken. „Mach mal bitte zwei frische Bier, für meinen neuen Freund hier und für mich.“

Arnold ist merkwürdig berührt. Diese Vertrautheit, mit der der Fremde den Wirt anspricht, irritiert ihn. Kennen sich die beiden? Sein Gedankenkarussell setzt sich langsam in Bewegung. Gibt es vielleicht einen Grund, warum sich der Fremde ausgerechnet zu mir gesetzt hat? Ich war noch niemals hier. War das sein Entscheidungskriterium? Hat das Vorgehen des Fremden womöglich Methode mit einer Zielsetzung, die ich noch nicht kenne?

Der Wirt nickt, grinst freundlich und macht sich ans Werk.

„Ich weiß nicht mal, wie du heißt“, sagt Arnold halb fragend, halb fordernd. Er hofft auf Klärung, wieso und weshalb der Fremde das

Gespräch mit einer Selbstverständlichkeit führt, als ob sie sich schon seit Ewigkeiten kennen würden.

„Gregory“, sagt der Mann mit einem breiten Lächeln. „Aber Namen sind nebensächlich, oder? Viel wichtiger ist doch die Antwort, die du mir auf die Frage geben wirst: Was willst DU, Arnold? Was willst DU wirklich?“

Arnold lehnt sich zurück und lacht bitter auf. Gedankenlesen kann der auch noch! Denkt er, bevor er antwortet.

„Das würde ich auch gerne wissen! Was ich weiß, ist dass ich will, dass dieser ganze Druck aufhört. Ich will, dass mein Vater endlich kapiert, dass ich nie so sein werde wie er. Und ich will...“, er hält inne, sucht nach Worten, der Alkohol macht ihn wehleidig und er muss ein Schluchzen unterdrücken, als er fortfährt: „..., dass ich mich nicht mehr ständig wie ein Versager fühle und ich mich ewig rechtfertigen muss, warum ich nun mal so bin, wie ich bin.“

Gregory nickt langsam, seine Augen durchdringen Arnold mit einem Blick, der sowohl Verständnis als auch eine Art kalte Berechnung verrät. „Das klingt nicht nach zu viel verlangt“, sagt er schließlich. „Aber ich sage dir eins: Das wirst du nie erreichen, wenn du so weitermachst wie bisher.“

Arnold starrt ihn an. „Ach, was du nicht sagst. Und was soll ich deiner Meinung nach tun?“

„Das ist die falsche Frage.“ Gregory lehnt sich vor, seine Stimme wird leise, fast verschwörerisch. „Die richtige Frage lautet: Was bist du bereit zu riskieren, um das zu bekommen, was du willst?“

Arnold schweigt. Er spürt, wie sich eine Schwere um ihn ausbreitet, wie diese Mischung aus Faszination und Unbehagen Besitz von ihm ergreift.

„Hier ist das Ding, Arnold.“ Gregory legt die Hand flach auf die Theke. „Ich kenne Männer wie dich. Männer, die mehr können, als sie sich selbst zutrauen. Männer, die nur die richtige Gelegenheit brauchen, um über sich selbst hinauszuwachsen.“

„Und du denkst, du bist die Gelegenheit?“ Arnolds Stimme ist skeptisch, aber die Neugier, die Gregory in ihm geweckt hat, kann er nur schwer verbergen.

„Ich denke, ich bin ein Mann, der dir zeigen kann, was möglich ist.“ Gregory hebt sein Glas mit dem frisch gezapften Bier: „Auf neue Freundschaften und bessere Tage.“

Zögernd greift Arnold nach seinem Glas und stößt mit Gregory an. „Auf bessere Tage“, nuschelt er, bevor er einen großen Schluck nimmt.

„Weißt du, Arnold“, sagt Gregory nach einer Weile, „ich habe viele Kontakte. Gute Kontakte. Wenn du willst, könnte ich dir Türen öffnen, von denen du nicht mal wusstest, dass sie existieren.“

Diesmal zieht Arnold beide Augenbrauen in die Höhe, unterdrückt mit Mühe einen sich ankündigen Schluckauf, als er etwas ungläubig fragt: „Warum solltest du das tun?“

„Weil ich in dir etwas sehe, dass du selbst noch nicht entdeckt hast.“ Gregory lehnt sich zurück und grinst. „Aber keine Sorge. Ich bin geduldig.“

Er schiebt sich wieder einen Zigarillo zwischen die Lippen, greift zu Arnolds Feuerzeug, als wäre es sein eigenes, zündet sich den Zigarillo an, schmeißt das Feuerzeug zurück auf die Theke, bläst Arnold seinen Rauch ins Gesicht und sagt: „Lass dir Zeit, Arnold. Wir werden uns wiedersehen.“

Seine Antwort klingt gequetscht, was dem Zigarillo, der zwischen seinen Lippen eingeklemmt ist, geschuldet ist.

Bevor Arnold irgendetwas entgegnen kann, steht Gregory auf, wirft ein paar Scheine auf den Tresen, greift mit einem eleganten Schwung seinen Ledermantel und verschwindet ebenso plötzlich, wie er auftauchte.

Arnold starrt auf den leeren Platz neben sich und spürt, wie eine seltsame Unruhe in ihm aufsteigt: ein Gefühl, das irgendwo zwischen Hoffnung und Angst liegt. Und als Arnold seinen Stift in die Hand nimmt, um seine Eindrücke zu notieren, kriecht in ihm eine seltsame

Mischung aus Erleichterung und Verwirrung hoch, die sich mit einer eigenartigen, aber nicht unangenehmen Wärme in seinem ganzen Körper ausbreitet.

Arnold notiert mit krakeliger Schrift: G. kennengelernt. Hat wohl Infos. Welche und warum? Er malt noch ein paar Kästchen aus, bevor er den Stift beiseite legt und sich noch einen doppelten Schnaps und ein frisches Bier bestellt.

*Wenn Sie sich jetzt fragen, was gerade geschehen ist – keine Sorge, Arnold tut das auch. Der Mann, der vor wenigen Augenblicken so beiläufig das Lokal verließ, ist niemand, den das Schicksal zufällig in Arnolds Nähe gespült hat. Nein, Gregory, oder besser gesagt: Grigori Alexejewitsch Belinskij, ist kein Mann, der Zufälle dem Zufall überlässt.*

*Geboren in einem kleinen russischen Dorf, wo Kälte und Entbehrung den Charakter eines Kindes schneller formen als jedes Schulbuch, hat er sich früh darauf verstanden, Menschen zu lesen, wie andere Bücher.*

*Schon in jungen Jahren wusste Gregory, dass Macht keine Frage von Muskeln oder Waffen ist.*

*Macht ist das Wissen, zur richtigen Zeit die richtigen Worte im richtigen Tonfall zu platzieren.*

*Und er wusste, wer Arnold Baum ist. Lange, bevor Arnold überhaupt den Namen Gregory gehört hatte. Seine Biografie, seine Schwächen, sogar die Diskrepanz zwischen den Erwartungen seines Vaters und Arnolds eigenen Träumen: Alles war ihm bekannt. Gregory hatte Monate darauf hingearbeitet, einen Mann wie Arnold zu finden. Einen Mann, der hungrig genug ist, um Risiken einzugehen, aber auch verzweifelt genug, um sich führen zu lassen.*

*Was Gregory mit Arnold vorhat? Nun, das wäre zu früh, um es schlüssig erklären zu können. Lassen Sie uns stattdessen Arnold noch ein wenig weiter in seinem Leben begleiten.*

*Manchmal ist es nicht die Vergangenheit, die einen festhält,  
sondern das, was immer wiederkehrt.*

## Zwei

*H* heute besuchen wir mit Arnold seine Eltern. An einem Tag, der von Anfang an eine Schwere in sich trägt, als würde er aus einer anderen Zeit stammen, in der alles ernster, fordernder und unbarmherziger war.

*Es ist Volkstrauertag.*

*Für die Familie Baum bedeutet er Tradition, Pflichtbewusstsein und ein perfekt inszeniertes, weil seit Jahrzehnten gleich ablaufendes, Familientreffen.*

*Arnold findet den Brauch etwas „überholt“, aber er kann beim besten Willen keine Argumente gegen Friedrichs Position finden, dass der Volkstrauertag als Mahnung zum Frieden zu verstehen ist.*

*Und da auch die Vorstellung eines globalen Friedens im Kleinen anfängt, ist es nur folgerichtig, dass die gesamte Familie, soweit möglich, an diesem Tag zusammenkommt, um ihren ganz persönlichen Beitrag für ein friedliches Miteinander zu leisten.*

Arnold steht vor dem Haus seiner Eltern, die Hände tief in den Manteltaschen vergraben. Die kalte Luft riecht nach nassem Laub, und irgendwo in der Ferne läuten Glocken.

Er hat sich angewöhnt, den Moment, bevor er an der Tür klingelt, kurz innezuhalten und einen kurzen Augenblick in einer Illusion zu versinken, dass es heute ganz anders laufen könnte als sonst.

Die Tür geht auf, noch bevor er zu Ende gedacht hat. Helga Baum steht da, das Gesicht zu einer Mischung aus Strenge und Erstaunen verzogen. „Arnold. Endlich. Komm rein, es zieht.“



*Lassen Sie uns einen kurzen Moment innehalten. Helga ist eine Meisterin der kleinen Sätze, die große Welten transportieren. „Endlich“ – ein Wort, das sowohl Vorwurf als auch Aufforderung ist. Und „es zieht“ – eine Erinnerung daran, dass hier nichts aus dem Rahmen fallen darf, nicht einmal ein Hauch kühler Luft.*

Arnold tritt ein, zieht die Schuhe aus und hängt seinen Mantel an die Garderobe. Das Haus riecht nach Möbelpolitur und frisch gewaschener Wäsche, ein Geruch, der Kindheitserinnerungen weckt, aber keine schönen.

Friedrich Baum sitzt im Wohnzimmer, das große Wochenend-Kreuzworträtsel der Tageszeitung vor sich, die Brille auf der Nasenspitze. Die Sonne, die sich zur Mittagsstunde den Weg aus den tiefhängenden, grauen Novemberwolken gebahnt hat, lässt ihr warmes Licht durch die schweren Gardinen blinzeln und beleuchtet die Szene wie ein Gemälde aus einer anderen Zeit.

„Na, Arnold. Da bist du ja endlich. Was hast du so lange gemacht? Verkehrssünder-Akten in die richtige Reihenfolge gebracht?“ Die Worte an sich sind harmlos, doch ihre Betonung verrät Friedrichs eigentliche Intention.

*Kurzer Einschub zum besseren Verständnis, damit kein falscher Eindruck entsteht: Friedrich meint es nicht böse. Er ist ein „harter Knochen“, ein Mensch, der geprägt wurde von einer zerstörten und wiederaufgebauten Welt.*

*Geboren 1935 in Berlin, erlebte er den Krieg als Kind: Das Dröhnen der Bomber, die Kälte in den Kellern, die Angst in den Augen der Erwachsenen. Diese Erlebnisse gaben ihm eine harte Schale, aber auch eine unerschütterliche Vorstellung davon, was richtig und was falsch ist.*

*Für Friedrich gibt es keine Grautöne. Erfolg ist Schwarz oder Weiß. Und in seiner Welt ist Erfolg nur etwas, das durch harte Arbeit und Disziplin erreicht wird. Wer aus der Reihe tanzt, ist faul oder ver-*

*weichlicht. Zwei Eigenschaften, die er weder bei seinen Kindern noch bei seinen Mitarbeitern und Geschäftspartner toleriert.*

Arnold redet leise irgendetwas vor sich hin und lässt sich in einen der Sessel sinken. Er hat längst aufgegeben zu argumentieren, denn es macht für ihn einfach keinen Sinn mehr, weil Friedrich nur das hört, was er hören will.

Helga betritt den Raum mit einer Handvoll Besteck, das sie offenbar persönlich auf Vollständigkeit überprüft hat.

„Ilse ist gleich da“, sagt sie, mehr an ihren Mann als an Arnold gerichtet. „Ich habe ihr gesagt, sie soll diesmal pünktlich sein. Aber na ja, bei ihr weiß man nie.“

„Was machst du mit dem Besteck, Mama, ich dachte, wir gehen nach der Kranzbeilegung in den „Goldenen Hirschen“?“

„Selbstverständlich gehen wir in den „Goldenen Hirschen“, Arnold. Ich frage mich manchmal, was dir durch den Kopf geht. Seit Jahren, ach, was sage ich, seit Jahrzehnten machen wir das so. Warum bitte, sollten wir das ändern?“ Helga klingt entrüstet und schüttelt den Kopf.

„Ich dachte ja nur, wegen dem Besteck, das du da in der Hand hältst. Es sah für mich so aus, als ob du den Tisch decken willst.“

„Ach, Arnold, davon verstehst du nichts. Ich habe angefangen, das Besteck für unser Weihnachtsessen zu polieren, damit wir gut vorbereitet sind.“

„Deine Mutter ist eine sehr gut organisierte Hausfrau. Anders könnte sie ihr Pensum auch nicht bewältigen.“

„Vielleicht wäre sie noch effektiver, wenn du ihr helfen würdest, Vater.“

„Ich habe meine Aufgaben, deine Mutter hat ihre. Wir wissen, wo unsere Kompetenzen liegen und wo die Grenzen verlaufen. Nur so ist ein reibungsloser Ablauf garantiert. Das gilt im Berufsleben ebenso wie im Privatleben. Alles andere endet im Streit und im Chaos. Deine Mutter und ich sind der lebende Beweis, dass ein gutes und

glückliches Leben nur so funktionieren kann! Arnold, ich muss schon sagen, dass deine Bemerkung mich sehr verwundert. Es kommt mir vor, als hättest du die letzten dreißig Jahre im Schlaf verbracht, wie ein Dornröschen.“

„Friedrich! Es reicht! Lass den Jungen in Ruhe. Er hat es nicht so gemeint. Ich räume jetzt das Besteck weg und wenn Ilse und Herbert endlich ankommen, dann brechen wir Richtung Gedenkstätte auf. Also macht euch mal langsam fertig. Arnold, brauchst du noch eine Krawatte von Vati?“

*Ilse, Arnolds ältere Schwester, ist die perfekte Zielscheibe für die subtilen Spitzen ihrer Mutter. Seit ihrer Kindheit wird sie daran gemessen, was sie hätte sein können, anstatt das zu würdigen, was sie ist. Heute lebt sie in einem Reihenhaushaus mit ihrem Mann, einem höheren Verwaltungsbeamten. Friedrich bezeichnet diesen Mann regelmäßig als „die lebendig gewordene Bürokratie“. Nicht ohne Verachtung.*

An der Tür klingelt es. Arnold hebt den Kopf, während Helga mit einer Mischung aus Genervtheit und Vorfreude zur Tür eilt.

„Herzlich willkommen, schön, dass ihr endlich da seid! Ilse! Himmel, was hast du denn da an?“ Helgas Stimme kippt von laut auf schrill.

Ilse tritt ein, den Mantel über dem Arm, die Schultern leicht nach vorn gezogen. „Hallo, Mama.“ Ihre Stimme ist leise, aber freundlich. „Ilse! Also wirklich! Dieses Kleid. Es betont genau die Stellen, die du lieber kaschieren solltest. Ich habe dir doch gesagt, wie schön du in dem blauen Blazer aussiehst.“

„Danke, Mama“, sagt Ilse, ohne jegliche Spur von Dankbarkeit. Sie geht ins Wohnzimmer, wo Friedrich sie mit einem Nicken begrüßt, seinen Kopf schräg hält und mit seinem Zeigefinger auf seine Wange deutet.

„Guten Tag, Papa.“ Ilse geht zu ihm und drückt ihm einen Kuss auf die Wange.

„Tachjen. Wo ist denn unser Meister aller Bürokraten im Lande? Hast du ihn nicht mitgebracht?“

„Nein, er hat leider keine Zeit, lässt aber herzlich grüßen.“

Friedrich zieht seine Augenbrauen zusammen und setzt einen finsternen Blick auf. „Was gibt es Wichtigeres, als an einem solchen Tag der Familie beizuwohnen? Vielleicht Aktenberge zu wälzen und sich neue Vorschriften auszudenken, die das Leben noch komplizierter machen?“

Ilse schweigt und ignoriert Friedrichs Bemerkung.

„Seid ihr alle angezogen? Können wir los? Oh, nein, Friedrich, so geht das nicht. Nicht diese Krawatte! Auf keinen Fall gehst du mir damit unter die Leute. Warte, ich hole dir schnell die richtige und dann können, nein, dann müssen wir auch schon los, wenn wir einigermmaßen pünktlich sein wollen.“ Helgas Tonfall klingt wie der eines Feldwebels. „Los, los, Schuhe an, ab in die Jacken und Mäntel und dann nichts wie raus mit euch!“

*Sehen Sie, wie das Spiel funktioniert? Es ist ein Tanz aus Andeutungen und Vorwürfen, aus Erwartungen und Enttäuschungen. Helga und Friedrich haben sich perfekt darauf abgestimmt, die Fehler ihrer Kinder zu finden, oder sie zu erfinden, wenn keine offensichtlich sind.*

*„Immer schön kurzhalten“, scheint die Devise zu sein. Geboren aus der Angst, dass die so hart erkämpfte autoritäre Vormachtstellung von den Nachkommen streitig gemacht und selbst übernommen werden könnte? Ist aber nicht genau das der berühmte „Lauf der Dinge“, quasi ein Naturgesetz?*

*Ich fürchte allerdings, dass Helga und Friedrich zum momentanen Zeitpunkt diesen Einwurf nicht gelten lassen werden.*

Arnold beobachtet die Szene, wie er es immer tut: still, mit einer Mischung aus Resignation und schwarzem Humor. Er weiß, dass er der Nächste sein wird, der sich der schonungslosen Begutachtung und Beurteilung seiner Person unterziehen muss. Aber diesmal, so nimmt

er sich vor, wird er diese Prozedur nicht stillschweigend über sich ergehen lassen.

Diesmal wird er sich wehren, er wird etwas sagen, er wird dagegenhalten. Die Frage ist nur: Wie und womit?

Der Himmel an diesem Volkstrauertag taucht sich am Nachmittag in ein dunkles Grau und garniert es mit einem feinen Nieselregen, der dem ohnehin schon trüben Tag den Hauch der Vollendung verleiht.

Arnold steht auf dem Parkplatz hinter dem Gasthof, in dem sich die Familie nach der Ansprache und der Kranzniederlegung zum traditionellen Familien-Essen trifft.

Sein Kopf dröhnt und nach der bulligen Wärme im Gastraum, dem nicht enden wollenden Stimmengewirr, genießt er den leisen und kühlen Nieselregen. Seine Hände stecken tief in den Taschen seines Mantels, während er eine Zigarette dreht. Ein Ritual, das mehr Ablenkung als Genuss verspricht.

Der Lärm aus dem Saal dringt gedämpft nach draußen: Klapperndes Geschirr, das dumpfe Brummen von Gesprächen, unterbrochen von gelegentlichem Gelächter. Helgas schrille Stimme sticht durch die Wand des Gasthauses wie ein Messer.

Arnold zieht an der Zigarette, atmet den Rauch tief ein und schließt für einen Moment die Augen. Die Worte seines Vaters hallen immer und immer in seinem Kopf wider: „Deine Generation hat keinen Begriff von Härte. Ihr habt alles, und doch seid ihr leer. Früher war es anders. Wir hatten eine Aufgabe.“

Die Zigarette glimmt in seiner Hand auf, während er den Rauch in die Kälte ausatmet. Eine Aufgabe? Welche Aufgabe? Sterben? Töten? Oder einfach nur überleben?

Arnold schüttelt den Kopf. Der Krieg hatte seinen Vater geformt, das weiß er. Aber warum muss er das immer und immer wieder rechtfertigen, als wäre der Krieg eine Heldentat gewesen? Oder geht es immer noch ums Überleben um jeden Preis? Seine dazu passende Ge-

schichte ist immer die gleiche: In ganz Berlin gab es keinen einzigen Hund mehr, weil der Hunger aus Menschen wilde Tiere macht. Arnold versteht die Ambition seines Vaters, dass es ihm wichtig ist, dass diese Geschichten am Leben bleiben. Dokumentieren sie doch einen Teil des Lebens seiner Generation, der zwar in den Geschichtsbüchern abgedruckt ist, der aber niemals mit dem real Erlebten standhalten kann.

Die Frage ist nur, wie viel ist tatsächlich so geschehen, wie es Friedrich und auch Wilhelm immer wieder schildern? Unbenommen, es war eine Zeit, die Arnold niemals erleben möchte. Dennoch: die ethisch-moralische Frage, die Wilhelm, Friedrich und wahrscheinlich noch viele Menschen aus dieser Generation an der Hunde-Frage festmachen, wirft doch weitere Fragen auf. Waren es tatsächlich nur die Hunde? Oder ist das Wort „Hund“ ein Synonym?

„Interessant, wie viel sie reden, nicht wahr?“

Arnold zuckt kurz zusammen, fühlt sich für einen Moment wie ertappt. Die Stimme ist tief, ruhig, und doch mit einer unüberhörbaren Schärfe. Als er sich umdreht, steht Gregory da, den Mantelkragen hochgeschlagen, einen Regenschirm in der Hand, den er lässig geschlossen hält. Er lächelt dieses undefinierbare Lächeln, das Arnold schon bei ihrer ersten Begegnung aufgefallen war.

„Und doch sagen sie nichts.“ Gregory tritt näher. „Oder irre ich mich da, Arnold?“

Arnold mustert ihn. „Was machst du hier?“ Seine Stimme klingt unsicherer, als ihm lieb ist.

„Nichts Bestimmtes, einfach ein Spaziergang, den Kopf frei bekommen.“ Gregory lässt sich nicht beirren. „Eine Stadt wie diese hat etwas Beruhigendes. Die Zeit steht fast still. Aber ich vermute, das ist genau das, was dich so quält, nicht wahr?“

Arnold lässt die Zigarette zu Boden fallen und sieht Gregory direkt an. „Was weißt du denn wirklich von mir. Ich werde es dir sagen: Du weißt gar nichts über mich.“

„Oh, Arnold.“ Gregory lächelt wieder. „Ich weiß mehr, als du denkst. Wir wiederholen uns. Findest du nicht, dass an der Zeit ist, endlich ehrlich miteinander zu sein?“

Ein Windstoß fegt über den Parkplatz, wirbelt ein paar Blätter auf, die wie verlorene Gedanken zwischen den Autos umhertreiben.

Gregory lässt seine Worte noch ein wenig nachwirken, bevor er fortfährt: „Dein Vater ist ein Mann, der glaubt, dass Härte das höchste Gut ist. Dein Umfeld eine Familie, die lebt, als sei das Leben eine Prüfung, bei der man immer versagen wird. Es sei denn, man heißt Friedrich.“ Er hebt die Schultern. „Du bist nicht dazu bestimmt, so zu sein, wie sie sind, Arnold. Du weißt, dass es anders geht.“

Arnold spürt, wie sich seine Kiefer anspannen. „Was willst Du?“

Gregory tritt einen Schritt näher, sein Blick wird intensiver. „Ich will dir etwas zeigen. Etwas, das deine Welt verändern könnte.“

„Und? Was sollte das schon sein? Noch mehr leere Worte und haltlose Versprechungen?“

„Nein.“ Gregorys Stimme wird leise, fast verschwörerisch. „Ich will dir zeigen, wie die Welt wirklich funktioniert. Nicht das, was in deinen Büchern steht, nicht das, was dein Vater dir predigt. Die Realität: Krieg, Frieden, Macht. Alles hängt davon ab, wer die Regeln macht – und wer sie bricht.“

Arnold fingert erneut eine sehr unprofessionell gedrehte Zigarette aus seiner Manteltasche und starrt Gregory an. Irgendetwas an diesem Mann macht ihn nervös. Und doch spürt er eine seltsame Faszination.

„Warum ich? Warum willst du ausgerechnet mich in deine unsagbar tollen Geheimnisse einweihen?“ fragt er schließlich.

Gregory grinst. „Weil du klug bist. Weil du weißt, dass der Westen nicht die Antwort auf alles hat. Und weil du jemand bist, der wirklich etwas verändern kann.“

Arnold schüttelt den Kopf. „Ich bin nur ein Jurist. Und dass auch nur ganz knapp und dafür auch nahezu planlos.“

„Nein, Arnold.“ Gregorys Blick bohrt sich in ihn. „Du bist die Brücke. Zwischen Recht und Macht. Zwischen Ost und West.“

Arnold lässt seine dilettantisch in der Manteltasche gedrehte Zigarette auf den nassen Asphalt fallen und tritt sie aus. Der Regen wird stärker.

„Denk darüber nach,“ sagt Gregory, während er den Schirm öffnet. „Aber nicht zu lange.“

Er dreht sich um und verschwindet hinter grauen Häuserwänden. Arnold bleibt zurück, die Hände in den Taschen, den Kopf voller Fragen. Mal wieder.

Vor lauter Unentschlossenheit entschließt sich Arnold, noch einen Moment auf dem Parkplatz zu verweilen, in der Hoffnung, dass vielleicht eine Antwort, oder gerne auch endlich eine Eingebung, wie der Regen vom Himmel auf ihn herabfallen wird.

Wenn das nicht die perfekte Metapher für mein Leben ist, denkt er. Grauer Himmel, ein bisschen kalt und irgendwie immer ungemütlich. Eine Atmosphäre wie in einem mittelalterlichen Kerker. Oder wie in meiner Kemenate bei Rudibert und seinen Akten.

Dann tanzen Gregorys Worte munter in seinem Kopf herum. „Du bist die Brücke.“ Eine Brücke. Zwischen was oder wem? Zwischen Chaos und Wahnsinn? Oder doch nur zwischen diesem Parkplatz und dem Horrorfilm, der sich hinter der Tür des Gasthofs abspielt?

„Auf geht's Arnold,“ motiviert er sich selbst. „Die Hölle wartet nicht auf Zauderer.“

Mit einem resignierten Lächeln öffnet er die Tür zur Gaststätte und tritt ein. Es riecht nach Braten, Rotkohl und einer Prise angestaubter



Heimeligkeit. Es ist einer dieser Gerüche, die einen für ein paar Sekunden an Geborgenheit denken lassen, bevor die Realität zuschlägt.

Der Lärmpegel aus dem Festsaal ist in der Zwischenzeit gestiegen. An einem Tisch sitzt die Familie, vollzählig und in ihrem Element. Das Panorama des Unglücks, schießt es Arnold durch den Kopf, man könnte fast meinen, sie genießen es.

Friedrich hat in der Zwischenzeit - und sowie immer - die Mitte des Tisches erobert. Mit gestrecktem Rücken und einem Blick, der jedem klarmacht, dass Meinungen nur dann gestattet werden, wenn sie zufällig mit seiner übereinstimmen.

„Na, da ist ja unser Dornröschen,“ begrüßt Friedrich seinen Sohn, kaum dass Arnold den Tisch erreicht.

„Wieso nennst du deinen Jungen „Dornröschen“? Ist er zu einer Schwuchtel geworden?“ Wilhelm, Friedrichs älterer Bruder, bricht in lautes Gelächter aus.

„Gott bewahre!“ Helga fühlt sich aufgefordert, die Familien-Ehre zu verteidigen und wer könnte ihrem Sohn besser beistehen als sie, seine leibliche Mutter.

„Unser Arnold hat seinen Vati heute Vormittag ein wenig geärgert, als er meinte, dass Friedrich mir im Haushalt mehr helfen sollte...“

„Undenkbar! Männer und Haushalt! Das geht gar nicht. Dann können wir ja gleich in einen Schweinestall ziehen!“ Tante Hertha, die Frau von Wilhelm, schmiedet augenblicklich eine Allianz der Hausfrauen.

„Ihr seht ja, wie beschäftigt unser Arnold ist. So beschäftigt, dass er an die frische Luft musste, um die Gedanken an all die grässlichen Fälle loszuwerden. Bei einem solchen Stress kann einem doch auch mal so ein abwegiger Haushaltsgedanke durch den Kopf huschen, nicht wahr? Jetzt geht es dir wieder besser, Arnold, oder? Die frische Luft hat dir doch gutgetan, nicht wahr?“

Arnold lässt sich langsam auf seinen Platz sinken. „Ja, es geht mir besser,“ sagt er und zwingt sich zu einem Lächeln. „Man soll ja ab und zu die Umgebung wechseln.“

„Apropos Umgebung,“ wirft Helga beiläufig ein, während sie mit ihrer Serviette imaginäre Krümel vom Tisch wischt. „Ilse, mein liebes Kind, du könntest auch mal ein bisschen Bewegung gebrauchen. Was meinst du? Das Essen war heute schon sehr reichlich.“

Ah, da ist es wieder, denkt Arnold. Die Fortsetzung des unsichtbaren Spieles, das heute am späten Vormittag im Haus von Helga und Friedrich begann, geht nun in die nächste Runde. Ilse senkt den Blick, während sie den kleinen Rest Sahne auf ihrem Teller unauffällig zusammenschiebt.

„Mama, ich habe dir doch schon hunderte von Malen erklärt, dass ich eine Stoffwechselstörung habe.“

„Ach, diese modernen Krankheiten.“ Helga schneidet eine Grimasse, die sie vermutlich für Mitgefühl hält. „Früher hat man so was nicht gebraucht. Da hat man sich zusammengerissen und nicht nach Entschuldigungen gesucht.“

„Ganz richtig,“ grummelt Friedrich. „Früher hat man einfach weniger gegessen. Aber heute? Heute gibt’s ja immer einen Grund, warum jemand nichts schafft und meint, es sei normal, wie der dicke fette Pfannekuchen durch die Welt zu laufen.“

Arnold beißt sich auf die Innenseite seiner Wange. Es ist erstaunlich, wie beiläufig die beiden Elternteile ihre Kinder auseinandernehmen können, ohne dass es den anderen Familienmitgliedern, die heute mit am Tisch sitzen, auffallen würde. Niemand erhebt Einspruch oder ruft zur Mäßigung auf.

„Mama, Papa, könntet ihr vielleicht...“ Ilse kommt ins Stottern, Helga fällt ihr ins Wort und wiegelt ab. „Ach, Ilse, sei doch nicht so empfindlich. Man muss doch mal sagen dürfen, was einem auffällt.“ Arnold beobachtet das Schauspiel mit der Faszination eines Zuschauers, der weiß, dass der Hauptdarsteller in Kürze einen Nervenzusammenbruch erleiden wird – und es trotzdem nicht schafft, wegzusehen.

„Und du, Arnold?“ Jetzt ist es Wilhelm, der auf der Bühne auftaucht. „Was machst du eigentlich mit deinem Leben? Tante Hertha und ich fragen uns oft, was dein Ziel im Leben ist. Wenn ich an unsere drei Jungs denke, die waren in deinem Alter schon längst verheiratet und die ersten Enkelkinder waren auch schon da. Ein Mann deines Formates müsste doch langsam mal an was Bleibendes denken.“

„Wilhelm, ich bin Anwalt,“ sagt Arnold ruhig. „Ich arbeite. Ich verdiene Geld. Ich denke, dass das erst mal genügt.“

„Arbeiten, ja. Aber wofür?“ Wilhelm beugt sich vor, als wolle er Arnold die geheime Weltformel mitteilen. „Es geht nicht nur darum, das Gesetz zu kennen. Es geht darum, etwas zu hinterlassen. Einen Eindruck. Einen Sinn. Etwas für die Ewigkeit.“

Nun meint Hertha sich in das Gespräch einmischen zu müssen. „Ach, Wilhelm, lass den Jungen. Arnold weiß, was zu tun ist. Er kommt doch aus gutem Hause und nicht jeder Mensch ist so gesegnet, wie es unsere Kinder sind. Gleich beim ersten Anlauf die Frau fürs Leben zu treffen. Das ist göttliche Fügung und Verpflichtung zu gleich.“

Die Stille, die folgt, fühlt sich an wie das Ende eines Aktes in einem schlecht geschriebenen Drama.

Arnold spürt die ihm so vertraute Mischung aus Resignation und Wut in sich aufsteigen.

Vielleicht hat Gregory recht, überlegt er und spinnt den Faden in Gedanken weiter.

Ich sollte die Gelegenheit beim Schopf packen und beginnen, meine Rolle auszufüllen. Als Brücke zwischen Recht und Macht, zwischen West und Ost.

Alles ist besser als das hier. Unwillkürlich gleitet ein Lächeln über sein Gesicht, denn irgendwie erinnern ihn seine Gedanken an eines seiner Lieblingsmärchen aus der Kindheit. Ich werde mit Gregory ziehen, denn etwas Besseres als den Tod finde ich allemal! Spricht er zu sich selbst und macht sich Mut, um seinen Entschluss zeitnah in die Tat umzusetzen.

*Stopp! Eine kurze Unterbrechung, bitte. Diese Unterbrechung soll ein wenig Licht auf die doch etwas bisher nebulöse Figur des Gregory werfen. Um Gregory und sein Handeln verstehen zu können, möchte ich Ihnen noch kurz erläutern, woher Gregory kommt und was ihn geprägt hat.*

*Gregory ist Russlanddeutscher. Wenn Sie sich mit diesem Thema auskennen, dann können Sie die folgenden Seiten gerne überspringen.*

*Falls nicht, dann möchte ich Sie einladen, einen kurzen Ausflug mit mir in die Geschichte zu unternehmen, um eine Antwort auf die Frage zu erhalten, was es eigentlich bedeutet, ein Russlanddeutscher zu sein. Denn so schnell, wie dieses Wort, diese Bezeichnung benutzt wird, so wenig wird sie meist mit Inhalt gefüllt.*

*Wer sind diese Menschen, die sich scheinbar mühelos zwischen zwei Welten bewegen können?*

*Sind sie Deutsche, die in Russland leben, oder Russen mit deutschen Wurzeln? Woher kommt ihre Fähigkeit, sich in beiden Kulturen wie zu Hause zu fühlen? Und doch von keiner als vollwertiges Mitglied akzeptiert zu werden?*

*Die Geschichte der Russlanddeutschen reicht weit zurück und beginnt mit gezielten Einladungen europäischer Fachleute nach Russland.*

*Bereits unter Zar Iwan dem Schrecklichen (1533–1584) wurden deutsche Handwerker, Ärzte und Verwaltungsspezialisten ins Land geholt. Ihre Expertise war gefragt, ebenso wie ihre Disziplin und ihr technisches Wissen.*

*Unter Peter dem Großen (1672–1725) nahm die Migration zu. Deutsche Wissenschaftler, Künstler und Bauern trugen erheblich zur kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung Russlands bei. Ganze deutsche Vorstädte, wie das sogenannte „Deutsche Viertel“ in Moskau, wurden gegründet, und deutsche Gelehrte besetzten Schlüsselpositionen im Zarenreich.*

*Ein Wendepunkt war das Manifest von Katharina der Großen im Jahr 1763, das zur Ansiedlung deutscher Bauern an der Wolga einlud. Es versprach Land, Steuererleichterungen und Wehrdienstfreiheit – ein attraktives Angebot, das Tausende Deutsche nach Russland lockte. Zwischen 1764 und 1862 entstanden Hunderte Kolonien, in denen die deutschen Siedler nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihre Bräuche, ihre Bildungstradition und ihre Religion bewahrten. Diese Gemeinschaften entwickelten sich zu einem festen Bestandteil des Zarenreichs und lebten oft privilegierter als die russische Landbevölkerung.*

*Doch diese Blütezeit fand im 19. Jahrhundert ein Ende. Die Privilegien wurden aufgehoben, und eine gezielte Russifizierung begann. Mit der Einführung der Wehrpflicht und des Pflichtunterrichts in russischer Sprache begann ein harter Assimilationsprozess. Viele Deutsche wanderten daraufhin nach Amerika aus.*

*Im 20. Jahrhundert erreichte das Leid der Russlanddeutschen neue Dimensionen. Unter Stalin wurden sie als vermeintliche Volksfeinde entrechtet, deportiert und Opfer des stalinistischen Terrors. Während des Zweiten Weltkriegs erlebten sie Pogrome, Zwangsarbeit und Massendeportationen nach Sibirien und Kasachstan. Trotz dieser Gräueltaten hielten sie an ihrer Identität fest, trafen sich heimlich zum Gottesdienst und bewahrten ihre Sprache und Traditionen unter extremen Bedingungen.*

*Nach Jahrzehnten der Repression begann in den 1980er Jahren eine neue Auswanderungswelle. Viele Russlanddeutsche kehrten nach Deutschland zurück, oft getrieben von der Hoffnung auf ein neues Leben und das Wiederaufleben ihrer kulturellen Wurzeln. Bis heute leben etwa 4,5 Millionen Aussiedler und ihre Nachkommen in Deutschland.*

*Lassen Sie uns nun den Bogen zu Gregory spannen, einem der letzten Vertreter jener Zwittergruppe, die ein bisschen zu deutsch für die Russen und ein bisschen zu russisch für die Deutschen ist.*

*Und genau in dieser Zerrissenheit wuchs und blühte Gregory auf: als der perfekte „Brückenbauer“. Allerdings nicht im klassischen Sinne, sondern mit einer besonderen Note: Gregory ist der Typ, der sich mit einem Glas Wodka in der Hand an den Rand des Abgrunds stellt, nur um dann mit einem charmanten Lächeln und einem süffisanten Spruch die Brücke direkt unter den Füßen seines Gegenübers einstürzen zu lassen.*

*Geboren in einem kleinen russischen Dorf am Rande von Moskau und aufgewachsen in West-Berlin, begann sein geschäftlicher Aufstieg in West- und Ost-Berlin in den 1980er Jahren. In einer Zeit, als die Berliner Mauer nicht nur eine physische Barriere war, sondern auch eine Trennlinie zwischen zwei Welten.*

*Gregory kannte beide Seiten. Er wusste, was die Menschen wollten und wie er ihnen die Güter ihrer Begierden beschaffen konnte. Das war die Grundlage aller seiner Geschäfte: zu verstehen, was die Menschen im Osten brauchten, und den Menschen im Westen genau das zu geben, was sie glaubten, dass sie es brauchten.*

*Nach dem Mauerfall wandelte sich Berlin in eine Stadt im Goldrausch. Es war keine Zeit der Edelmetalle und Juwelen, sondern eine Ära von Deals und Verträgen, die aus allen Richtungen herangetragen wurden. Gregory stand mitten im Geschehen, dort, wo das Geld floss.*

*Auch hier kam seine besondere Fähigkeit, die Menschen zu lesen und ihre Bedürfnisse und Schwachstellen zu erkennen, zum Einsatz.*

*Seine Anpassungsfähigkeit war beeindruckend, er bewegte sich elegant und zielsicher, wie ein Tänzer auf dünnem Eis. In Deutschland gab er den westlich geprägten Geschäftsmann, der die Märkte verstand, während er in Russland der Mann war, der wusste, wie man mit den alten Sowjetstrukturen umgeht.*

*Genau dieser Balanceakt machte ihn in den 1990er Jahren zu einem der gefragtesten Vermittler bei Geschäftsanbahnungen zwischen Ost*

*und West. Insbesondere bei den Geschäften, bei denen keiner so genau wissen wollte, wer wem etwas schuldete.*

*Doch auch Gregory erkannte schon früh, dass er nicht alles allein schaffen konnte. In Ost-Berlin traf er auf Ulla Ahrens, eine Frau, deren Geschäftsethik alles andere als unbescholten war. Ulla hatte sich in der alten DDR an den Grenzen der Legalität bewegt und wusste genau, wie man sich in der neuen, sich wandelnden Welt behauptete. Gregory sah schon damals in ihr eine Chance – und sie in ihm einen Partner, der ihre Geschäfte auf ein neues Level heben konnte.*

*Und jetzt, in einem neuen Deutschland, will Ulla noch höher hinaus. Zusammen mit ihrem langjährigen Geschäftspartner Gregory und auch hoffentlich bald mit der notwendigen juristischen Expertise, die sie in ein sicheres Fahrwasser der Legalität bringen soll.*

Arnolds Anruf kommt für Gregory nicht unerwartet. Er ist bestens auf dieses Gespräch vorbereitet und legt seinen ersten Köder aus.

„Sie braucht jemanden, der den rechtlichen Rahmen versteht, Arnold“, sagt er in seiner typischen ruhigen Tonlage. „Ich weiß, sie ist... nun ja... nicht gerade der Inbegriff von Moral, aber sie ist gut in dem, was sie tut. Und sie will expandieren, das weiß ich. Das Geschäft, das sie heute aufbaut, ist auf den ersten Blick nicht gerade das, was du dir vorstellst. Aber sie braucht jemanden, der den Markt versteht, und das, was sie tut, wird immer größer werden, vertraue mir.“

Gregory weiß genau, an welchen Punkten er ansetzen kann. Er hat sich lange genug mit der Person des Arnold Baum beschäftigt und er will Arnold nicht mehr von der Angel lassen. Denn Arnold ist sein perfekter Kandidat: Ein Mann, der fest im deutschen Rechtssystem verankert ist und der zugleich intelligent genug ist, sich in die russische Denkweise einzufühlen.

Gleichzeitig wird er verstehen, dass diese Chance zu dieser Zeit einmalig ist und so schnell nicht wiederkommen wird.

„Wenn du mir hilfst, Arnold, dann geht das Ding durch. Und beide Seiten werden zufrieden sein. Du hast das Vertrauen im Westen, und ich habe die Kontakte im Osten. Zusammen können wir das hier ganz groß aufziehen.“

Es ist eine Taktik, die Gregory meisterhaft beherrscht. Kein Druck, keine plötzlichen Forderungen, nur eine ruhige, fast freundschaftliche Überzeugungskraft. Und dennoch weiß jeder, der mit ihm zu tun hat, dass am Ende alles nach seinem Plan verlaufen wird.

Es ist, wie man es bei den russischen Diplomaten nannte: ein „sanftes Spiel“, bei dem niemand am Ende so recht weiß, wer nun den entscheidenden Zug gemacht hat.



